

Leseprobe

Gisela Dischner

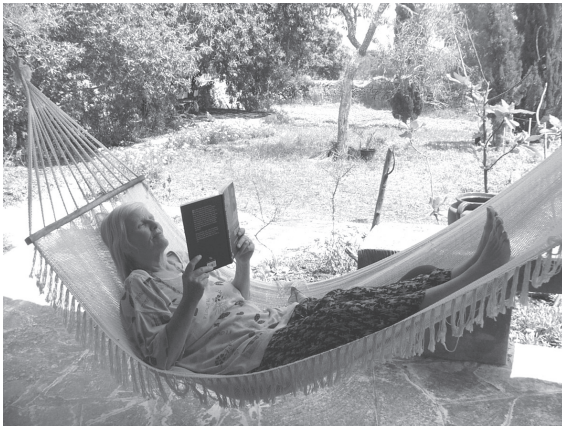
Wörterbuch des Müßiggängers



EDITION SIRIUS

Bielefeld und Basel

2009



© Gerlinde Knaus

GISELA DISCHNER verbringt heute einen Teil des Jahres auf Mallorca, den anderen in Hannover. Nach dem Studium der Germanistik, Soziologie und Philosophie 1961 bis 1967 in München und Frankfurt am Main lehrte sie von 1973 bis 2004 als Professorin für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Hannover. Sie hat zahlreiche Bücher veröffentlicht, davon bei Aisthesis „...bald sind wir aber Gesang.“ *Zur Hölderlin-Linie der Moderne* (1996) und „Die Mauern stehen sprachlos und kalt“. *Tragische Erkenntnis in der Moderne* (1999). Zuletzt sind erschienen: „Das Sichtbare haftet am Unsichtbaren“. *Mystische Spuren in Kunst und Dichtung der Moderne* (Philo Verlag, 2005) und *Die Laute der Liebe. Aufsätze* (Verlag Traugott Bautz, 2009).

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© **EDITION SIRIUS** im AISTHESIS VERLAG GmbH & Co. KG 2009

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Bläsiring 136, CH-4057 Basel

Umschlaggestaltung: Hans Haessig (Basel)

Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-727-5

www.edition-sirius.de

www.aisthesis.de

Vorwort

Der Müßiggänger, genannt M., wünscht sich einen Leser als Mitspieler. Seine Gedanken zu den „Stich-Wörtern“, die nicht hintereinander, sondern nach Lust und Laune lesend erkundet werden können, lassen sich ergänzen, korrigieren, bedenken. Durch die hervorgehobenen (→) Querverweise auf Begriffe, die mit dem jeweiligen Stichwort in Zusammenhang stehen, wird ein Anreiz zum lesend-schreibenden Mitspielen gegeben.

Vielleicht beginnt dies, wie beim M. selbst, mit einem für Adressen gedachten Buchstabenheft, in dem sprachspielerisch – mit den Assoziationen des Lesers – an den Wörtern weitergedacht wird, vielleicht auch in einem agonalen Dialog mit dem M., der den Leser zu seinem Komplizen machend, in sein Spiel hineinziehen möchte. Der Leser kann den Anregungen nachgehen im Müßiggang der Wortfolgen, seine eigenen Lektüren geliebter Autoren miteinbeziehen und neue Beziehungen zu den Wörtern herstellen, sie neu beseelen. Auf diese Weise könnten neue Wörterbücher des lesenden Müßiggängers entstehen als eine Art Fortsetzungsroman in das mögliche Jenseits einer Zukunft des Müßiggangs, die spielend weitergedacht werden kann. Der Leser ist frei; er kann sich je nach seiner Allegro- oder Adagiostimmung die entsprechenden oder kontrastierenden Stichwörter suchen.

Der M. fühlt sich als geistiger Flaneur. Der geistige Flaneur ist ununterbrochen im Zustand erhöhter Wahrnehmung. Seine aufmerksam-gelassene Konzentration ist nur mit dem Qualitativen beschäftigt – Quantität, die der Marktlogik folgt, interessiert ihn nicht. Er schreibt keine Bestseller, er ist nicht fleißig, von der Marktlogik aus beurteilt, er stellt nichts her, das einen sichtbaren Tauschwert hätte. Das Geistige ist mit dem materiellen körperlich realisierten Flanieren häufig verbunden: In diesem Sinne ist der Flaneur fleißig – er arbeitet ständig gegen die Gewohnheit, die nur zum bloßen Wiedererkennen führt.

Sichtbar wird die Vision einer eigenen Schöpfung im eigenen Universum – sie erfordert ein Komponieren, das den ungeschriebenen Gesetzen der Schönheit (als *harmonia* des Entgegengesetzt-Scheinenden) dient.

Der Flaneur ist ein Diener der Schönheit.

Als Diener der Schönheit ist er entschlossen. Die „männliche“ Entschlossenheit wird durch die Haltung hingebungsvoller Entschlossenheit weiblich gefärbt. Der M. ist ein androgynes Wesen. Ist der M. nicht genau besehen eine Zustandsbeschreibung: Entwurf für eine mögliche Lebenshaltung? Ein Habitus diesseits der Arbeitswelt?

Menschen experimentiert – die Anatomie existiert in diesem Sinne des Experiments seit der Renaissance. Man sollte, sagt der M., den fraglos großen Fortschritt in der modernen Medizin kombinieren mit den heilpraktischen Methoden einer jahrtausendalten Tradition – „Was ja schon geschieht“, belehrt ihn Klio.

Faulheit ist nicht identisch mit Muße. Aber das „Recht auf Faulheit“, das Lafargue 1883 als Widerlegung des Rechts auf Arbeit von 1848 forderte, ist legitim als Vorbedingung für die Kunst des Müßiggangs. In diesem Sinne sagt Thomas Pynchon:

„Wir Schriftsteller sind natürlich Experten in Sachen Faulheit... Müßiges Träumen ist oftmals die Essenz dessen, was wir tun.“ (Schott: 100) Jerome K. Jerome: „Es gibt viele faule Menschen und viele Tagediebe, aber ein echter Müßiggänger ist eine Seltenheit“ (Schott: 100) „Wenn die Faulen nichts zu tun haben, wird der Teufel etwas für sie zu tun finden.“ Somerset Maugham: „Es war so ein wundervoller Tag. Es wäre eine Schande gewesen, aufzustehen.“ (Schott: 100) Immanuel Kant: „Faulheit ist der Hang zur Ruhe ohne vorhergehende Arbeit.“ Ambrose Bierce: „Faulheit: sträfliche → *Gelassenheit* bei einem Menschen wie deren Stande.“ (Schott: 100) Jean-Jaques Rousseau: „Ich liebe es, mich mit Nichtigkeiten zu befassen, hundert Sachen anzufangen und keine zu Ende zu bringen... kurz und gut, den ganzen Tag wirr und planlos zu vertändeln und in jeglicher Sache nur der Laune des → *Augenblicks* zu willfahren.“ (Schott: 101)

Dagegen ein spanisches Sprichwort: „Was man schon hätte vorgestern tun sollen, hat auch bis übermorgen Zeit.“ (Schott: 101) Gerhard Schröders Kommentar zu Lafargue 2001: „Es gibt kein Recht auf Faulheit in unserer Gesellschaft.“ (Schott: 52) Die von Adam Ries (1492-1559) entwickelte Rechentabelle wird *Faulenzer* genannt. Sollten wir nicht unsere Computer so nennen und uns dabei wohlig räkelnd?

„*Lob der Faulheit* // Faulheit, endlich muß ich Dir / Auch ein kleines Loblied bringen! / O! Wie sauer wird es mir / Dich nach Würde zu besingen! / Doch ich will mein Bestes tun: / Nach der Arbeit ist gut ruhn. // Höchstes Gut, wer Dich nur hat, / Dessen ungestörtes Leben... / Ach! ich gähn! ich werde matt. / Nun, so magst Du mir's vergeben. / Daß ich Dich nicht singen kann: / Du verhinderst mich ja dran! /

Der M. freut sich. Die Mezzosopranistin Genja Gerber, die schon öfter im Keller gesungen hat (Zyklus *Sehnsucht und Seligkeit*), wird heute Lessings *Lob der Faulheit* in der Vertonung von Haydn vorsingen.

In seinem Buch über die *Weisheit des lächelnden Lebens* hat der chinesische Philosoph Lin Yutang (1895-1976) die Arbeitsmoral in den USA, wo er lebte, in ironischer Weise bestaunt. Von 14 Kapiteln widmet er ein ganzes, das 7., dem Müßiggang („Der Wert des Müßigganges“). Er stellt fest, daß das lustvolle Faulsein durch den Fortschritt der Zivilisation immer weniger möglich wird und nennt es „eine sehr befremdliche Eigentümlichkeit des Menschen“, daß er die Arbeit lobt. Er wundert sich über das Maß der Arbeit, „das er sich aufbürdet oder von der Zivilisation aufbürden läßt. Überall in der Natur herrscht Müßiggang, nur der Mensch arbeitet zu seinem Lebensunterhalt. Er arbeitet, weil er muß...“ (Yutang: 173) Dem M. gefällt der Titel des amerikanischen Originals von 1936 – *The Importance of living* – besser als der deutsche Titel, der etwas rezeptartig klingt. Leider ist das Buch nach zahllosen Auflagen vergriffen. Es wäre im heutigen arbeitsreichen China sicher ein subversiver Bestseller. Lin Yutang blickt auf seine Umgebung in der USA der Dreißiger Jahre. „Der Amerikaner gilt als ein Mensch, der es immer eilig hat, den Chinesen dagegen kennt man als einen großen Müßiggänger.“ (Yutang: 178) Aber er sieht die Zukunft des Müßiggangs:

„Die technische Kultur führt uns mit Windeseile einem Zeitalter reichlicher Muße entgegen, und dem Menschen wird gar nichts anderes übrigbleiben, als mehr zu spielen und weniger zu arbeiten.“ (Yutang: 178)

Servatius Eismann, dem der M. aus dem Buch vorliest, unterbricht das Vorlesen:

„Noch ist es nicht so weit. Die Menschen werden manipulierbar gehalten und die Arbeitssuche, die immer mehr die Arbeit ersetzt, weil es immer weniger zu arbeiten gibt, tritt an die Stelle der Arbeit. Der Mensch wird weiterhin versklavt vom Zwang zur Arbeit. Deshalb auch der Widerstand gegen das → *Grundeinkommen*.“

„Außerdem wird Faulheit, die auch Trägheit im Sinne der antiken *acedia* sein kann, mit dem aktiven Nichtstun, über das der einstige Schüler Wötzel, der ausgestiegene Banker (→ *Erziehung zum Müßiggang*) einen Aufsatz schreiben sollte, verwechselt. Und die Kinderbücher sind voll von Warnungen und Fleiß-Anleitungen“, sagt der M. und liest aus Marianne Speisebecher Buch *Das Hühnchen Sabinchen*, das 1996 in Esslingen neu gedruckt wurde, vor:

„Sabinchen war im weißen Kleid / das schönste Hühnchen weit und breit, / doch allen wurde es bald klar, / daß es ein kleines Faultier war und gar nicht zu bewegen, / auch nur ein Ei zu legen. / Es denkt: Dazu sind andre da, / die Tante Pips und die Mama / und auch die vielen bunten / langweil'gen alten Tunten...“

Chris, der das Buch mitgebracht hat, ruft: „Ich bin mit diesen Versen so vertraut, daß ich sie heute noch auswendig kann. Und was lernte ich? Daß das Hühnchen erst unter Androhung, geschlachtet zu werden, weil es keinen → Nutzen hat, fleißig Eier legt. Alle loben es!“

→ *Fleiß und Müßiggang* → *Recht auf Faulheit*

Flaneur Walter Benjamin hat in seinem *Passagenwerk* den Müßiggänger als den mit allen Sinnen wahrnehmenden Flaneur beschrieben. Borges notiert über sein Flanieren: „Ich wollte diesem Spaziergang keine besondere Richtung vorschreiben: ich sorgte für eine möglichst breite Skala zufallender Möglichkeiten, um nicht den Zustand der Erwartung durch den zwangsläufigen Vorausblitz auf eine einzige unter ihnen zu erschöpfen.“ (Borges 2003: 276)

Die Ekstase ist dem Flaneur vertraut, deshalb nennt Walter Benjamin ihn einen Erleuchteten. „Der Leser, der Denkende, der Wartende, der Flaneur sind ebensowohl Typen des Erleuchteten wie der Opiumesser, der Träumer, der Berauschte, ganz zu schweigen von jener fürchterlichen Droge – uns selber – die wir in der Form der Einsamkeit zu uns nehmen.“ (Benjamin II/3: 1038)

→ *Müßiggang* → *Dandy* → *dolce farniente*

„Fleiß und Müßiggang“ (Industry and Idleness) Zwölf Blätter *Hogarth-scher Stiche* von 1747 erzählen von zwei Lehrlingen, Tom Idle (symbolische Namensgebung des Müßiggängers) und Francis Goodchild. William Hogarth (1697-1764) war der bekannteste Maler des *Comic History Painting*. Tom Idle ist der faule Lehrling, der auf dem ersten Blatt an seinem Webstuhl eingeschlafen ist. Bierkrug und Tabakspfeife zeigen, weshalb. Eine Katze spielt mit dem Weberschiffchen. Francis Goodchild dagegen arbeitet lächelnd und fleißig, weshalb der Meister auch schon bald (Stich 4) den Arm um den guten Gesellen legt, der auch bald seine Tochter heiraten und sein angesehener Geschäftspartner werden wird. Man blickt auf ein Blatt des ‚London Almanach‘, auf die allegorische Figur des Fleißes (Industry), welche die ebenfalls allegorische Figur der Zeit mit Sense und Sanduhr am Schopf packt, um sie zu den eigenen Zwecken zu nutzen. Idle dagegen bleibt nicht lange Weber, er geht zur See – und der Seemann wird, wieder an Land, zum Straßenräuber; er liegt mit einer Prostituierten (Blatt 7) in einer Dachkammer, die ihn (Blatt 9) schließlich für Geld, das ihr zugesteckt wird, der Polizei verrät. Er wird in einer

Kellerkneipe ergriffen und abgeführt, moralisch-ironisch gezeigt. So endet das Leben eines Müßiggängers in der Mitte des 18. Jahrhunderts, auf dem Höhepunkt der bürgerlichen Aufklärung, vier Jahrzehnte vor der Französischen Revolution. Diese wird die mußevollen „reaktionären“ Feiertage abschaffen und eine zehnstündige Arbeitswoche einführen. Nach der Russischen Revolution wird 1917 die müßiggängerische „Oblomowerei“ abgeschafft – Kehrseiten der Revolutionen.

Charles Dickens hat (neben den Kommentaren von Lichtenberg) Idle und Goodchild kommentiert:

„Mr. Thomas Idle u. Mr. Francis Goodchild... waren beide im äußersten Maße faul. Dennoch unterschied sich ihr Charakter in folgender Weise: Goodschild war auf eine sehr aufwändige Art müßig und scheute keine Mühen und Beschwerlichkeiten, um sich selbst zu beweisen, daß er tatsächlich müßig war; kurzum: seine Vorstellung vom Müßiggang war einzig die der unnützen Betätigung. Thomas Idle hingegen war ein Müßiggänger der reinen Sorte, wie man sie auch unter den Neapolitanern oder den Iren findet; ein untätiger Bummler, ein waschechter Faulpelz, ein steter Tagedieb, der das praktizierte, was er gepredigt hätte, wäre er nicht zu faul zum Predigen gewesen; der einzige und vollkommene Inbegriff des Müßiggangs.“ (Schott: 28)

G. C. Lichtenberg wie Dickens haben die moralisch-ironische Botschaft Hogarths deutlich hervorgehoben. Lichtenberg mußte aus Geldmangel seine in England erworbene Sammlung der Hogarthschen Stichfolgen an die Göttinger Universitätsbibliothek verkaufen.

Fliegen, Flug(metaphorik) Über die Flugerlebnisse mit ihrem Geliebten Denys schreibt Tania Blixen: „Gewaltige Fernsichten öffnen sich, wenn man sich über das afrikanische Hochland erhebt, überraschende Mischungen und Wechsel von Licht und Farben... mächtig aufragende Wolken und wilde, schwarz geballte Unwetter umkreisen einen tanzend und sich jagend... Die Sprache ermangelt der Worte für die Erlebnisse des Fliegens, sie wird bald neue bilden müssen. Wenn man über das Rifttal geflogen ist und über die Vulkane von Suswa und Logouot, dann ist man weit fort gewesen, dann hat man die Länder auf der abgewandten Seite des Mondes gesehen...“ (Blixen 1986: 212) Der M. denkt darüber nach, wieviele Beschreibungen vom Gefühl des Fliegens in der Literatur er schon gelesen hat, vor allem über die Liebe; wie sehr die Flugmetaphorik in allen Ländern seit antiken Zeiten die Philosophie und Poesie *beflügelt* hat. Bei Tania Blixen entsteht eine Symbiose aus realem

und Liebesflug – wenn Denys kommt, ist es, als ob sie „Licht und Luft zu spüren bekäme“ (an die Mutter am 21.09.1930, Blixen 1993: 465): „Ich bin gestern mit ihm geflogen und ich bezweifle, ob es überhaupt ein größeres Glück für mich geben kann als das, mit ihm über Ngong zu fliegen... Man muß Afrika aus der Luft sehen... dort erst sieht man die ungeheuren Weiten und das Spiel von Licht und Schatten auf ihnen...“ (Blixen 1993: 465) Aber wie Consuelo de Saint-Exupéry (→ *Märchen*) wird sie ihren bindungsscheuen, freiheitsliebenden Geliebten durch einen tödlichen Flugzeugabsturz verlieren. Als Antoine de Saint-Exupéry seinen Direktorposten bei der argentinischen Luftpostgesellschaft verlor, weil diese sich auflöste, wollte er einen Bürojob bei Renault annehmen. Aber Consuelo weiß, daß ihn dies unglücklich machen würde: „Nein Tonio, ich möchte nicht, daß Sie diese Arbeit annehmen, Ihr Weg liegt bei den Sternen.“ (Saint-Excupery: 105) *Wind, Sand und Sterne* wie auch *Nachtflug* gehören für den M. mit zu den schönsten Büchern über das Erlebnis des Fliegens. Denys wie Antoine waren Adlige, die liebenswert und zugleich rücksichtslos ihre Geliebten glücklich und unglücklich machten. – André Malraux, der berühmte Schriftsteller (1901-1976), der sich 1923 an den kommunistischen Aufständen in China beteiligte, im Spanischen Bürgerkrieg als General die Luftstreitkräfte der Internationalen Brigaden gegen Franco befehligte, schließlich 1958 unter de Gaulle Kulturminister wurde, war ebenfalls ein begeisterter Flieger. In seiner Biographie über ihn schreibt Jean-Françoise Lyotard über Malrauxs Engagement im Spanischen Bürgerkrieg 1936: „Hier kam eine Leidenschaft Malraux's ins Spiel, die nicht wenig ins Gewicht fiel bei seiner Geste, nämlich seine Leidenschaft für fliegende Maschinen. Mit welch magischen Kräften das Kind doch die Luftfahrt ausstattete! Sein Wunsch zu fliegen war beständig, wie bei Ikarus. Jetzt aber in einer Staffel, einer Besatzung mitfliegen zu dürfen, mit Bomben und Maschinengewehren an Bord und feindlichen Jägern, die aus den Wolken stürzen würden, das war das Paradies! Er träumte von einer antifaschistischen geflügelten Tribüne, die startete, abhob, den Gegner ins Visier nahm und ihn abschoß...“ (Lyotard: 233) Der M. überlegt, wie die seit der Antike bekannte Flugmetaphorik (ihre mythische Figur: Ikarus, welcher der Sonne zu nahe kam und abstürzte) sich seit der Erfindung des Flugzeugs verändert haben mag? Er erinnert sich an jene berühmte ergreifende Reportage des Journalisten, der über die Landung des Zeppelins in New York berichten will und plötzlich mit ansieht, wie dieser in der Luft Feuer fängt – das Fassungsloswerden des Journalisten, sein fast schluchzender Aufschrei – dem M. steigen noch in der Erinnerung an

die Stimme des Journalisten Tränen in die Augen. Wie anders wird seitdem die tragische Figur des Ikarus wahrgenommen – als Warnung, der plötzlich reale Flugerfahrungen entsprechen. „Angst vorm Fliegen“ ist mehr als eine Metapher, auch wenn der Buchtitel so etwas nahelegt. Der M. verbindet immer wieder Liebe und Dichtung mit dem Fliegen: Ist die Ekstase nicht ein inneres Fliegerlebnis? Der M. stellt sich seine → *Ekstasen* später als Flug vor, in der Liebesekstase hat er fast körperlich das Gefühl, mit der Geliebten zu fliegen, vereint ohne die eigenen Grenzen noch zu empfinden. Der vereinte Flug über alles hinaus und in das Universum hinein gelingt ihm in der liebenden Hingabe. Die Gemeinsamkeit wird selig erflogen, es ist ein anderer Zustand, über die Welt hinaus. Daß ihm das nicht allein so geht, hat er in vielen Liebesgedichten bestätigt gefunden. Auch der Gedankenflug ist ekstatisch. Dem Liebenden, seiner Seele, wachsen in der Liebe Flügel, schreibt Platon im *Phaidros*. Der M. spürt manchmal so etwas wie geistige Phantomschmerzen in den Schultern. Als Kind dachte er, wenn er fleißig pumpe mit den Schultern wie die Maikäfer, so könne auch er fliegen. Aber mit den Maikäfern verschwand auch diese Illusion. Im symbolischen Liebesflug aber kann er immer die „Gegenzeit“ beschwören (Ingeborg Bachmann). Nietzsche, der sich selbst als *Flugexistenz* versteht, spricht aus der „Weisheit“ der Vogel-Perspektive in seiner Gestalt Zarathustra. Er läßt in den *Aphorismen der Morgenröte* (574 und 575, Nietzsche KSA 3: 33) am Ende zum Mitflug ein (Dischner 2005: 16ff., 20f., 25f.). In der Gestalt der Engel findet der M. viele schöne Bilder, die seine Flugträume „beflügelnd“, auch jene Chagall-Bilder, in denen die Liebenden fliegen.

Brecht hat in dem Gedicht *Die Liebenden*, Dantes Paolo und Francesca eingedenk, den Flug als das Ereignis des Ewigkeitsbewußtseins besungen, und zwar gleichsam als einen Flug im Stillstand der Ewigkeit der Liebe. Diese aber wird als Momentaufnahme geschildert, denn am Ende heißt es „... wann werden sie sich trennen? – Bald“. Der schöne Himmel, „den sie kurz befliegen“ ist eine Zustandsbeschreibung des ewigen → *Augenblicks* der Liebe – innerhalb der irdischen Vergänglichkeit.

„Daß also keines länger hier verweile / Und keines andres sehe als das Wiegen / Des andern in dem Wind, den beide spüren / Die jetzt im Fluge beieinander liegen / So mag der Wind sie in das Nichts entführen / Wenn sie nur nicht vergehen und sich bleiben / So lange kann sie beide nichts berühren...“ (Brecht: 37)

Das Phänomen, das Nietzsche zu einem Symbol wählte, ist ein biologisches. Es gibt ein Vogelpaar, das über dem Meer im halkyonischen Zustand der Windstille – und nur dann – sich begattet. Der von den

Liebenden durchflogene Raum ist der Raum der Liebenden, von dem aus der „gesellschaftliche Raum“ verkleinert erscheint, unbedeutender. Paolo und Francesca, das vom eifersüchtigen Ehemann getötete Liebespaar, fliegt in Dantes *Göttlicher Komödie* im Dunstkreis der Hölle (im Gedicht von Brecht fliegen sie gleichsam in einem u-topischen Raum, im Nirgendort, den ihre Liebe sich baut), aber auch dort hören sie nicht auf, sich zu lieben, sie sind ein ewiges Liebespaar wie Romeo und Julia, wie Abelard und Héloïse, wie Tristan und Isolde. Weshalb, fragt sich der M., sind all die weltberühmten Liebespaare tragisch. Weil sie den Flug wagten gegen die Konventionen und Gesetze der Gesellschaft? Weshalb müssen sie deshalb sterben? Weshalb diese gewaltsamen Tode, diese Bestrafung der Liebenden? Flugs fällt es dem M. ein, im Denkflug durch die Jahrhunderte tragischer Liebe: Die Liebe leistet Widerstand gegen die Logik der Kriege (make love not war), sie erinnert den Liebenden an sein Menschsein. Ein Plädoyer für den Flug der Liebenden!

Hans Arps bemaltes Holzrelief von 1943, *Vogelwolke*, erinnert den M. an Kindheitstage, als er auf der Wiese lag, in die Wolken blickte und glaubte, zu ihnen zu fliegen und selbst Wolke zu werden, durchflogen von einem Vogel. Jetzt mitten im rückwärts gekehrten Denkflug hält der M. inne: Das Fliegen durchbricht die Grenze. Ist es nicht gefährlich, lehrt uns das nicht der Mythos von Ikarus, welcher der Sonne zu nahe kam? „Wer die Menschen einst fliegen lehrt, der hat alle Grenzsteine verrückt; alle Grenzsteine selber werden ihm in die Luft fliegen, die Erde wird er neu taufen – als ‚die Leichte‘... Wer aber leicht werden will und ein Vogel, der muß sich selber lieben... mit einer heilen und gesunden Liebe: daß man es bei sich selber aushalte und nicht umherschweife... wer einst fliegen lernen will, der muß erst stehn und gehen und laufen und klettern und tanzen lernen: – man erfliegt das Fliegen nicht!“ (Nietzsche 4: 242ff.)

Flug und Fliegen gehören zur Metaphorik der Freiheit und der Liebe. Pegasus, das Dichter-Roß, hat Flügel – der Dichter erhebt sich in seiner Vision über die Erde. Er schwebt frei wie der Vogel in den Lüften. Leider ist er oft im wörtlichen Sinne vogelfrei, wenn er zur Erde zurückkehrt und wird zu einer lächerlichen Figur, zu einem → *Taugenichts*, der nichts Nützliches hervorbringt, ungelentk in der Realität des Alltags. Der M. findet diesen Zusammenhang in Baudelaires Gedicht *Der Albatros* gestaltet und am schönsten von Stefan George übersetzt:

„Oft kommt es dass das schiffsvolk zum vergnügen / Die albatros – die grossen vögel – fängt / Die sorglos folgen wenn auf seinen zügen / Das schiff sich durch die schlimmen klippen zwängt // Kaum sind sie unten

auf des deckes gängen / Als sie – die herrn im azur – ungeschickt / Die grossen weissen flügel traurig hängen / Und an der seite schleifen wie geknickt. // Er sonst so flink ist nun der matte steife. / Der lüfte könig duldet spott und schmach: / Der eine neckt ihn mit der tabakspfeife / Ein andrer ahmt den flug des armen nach. // Der dichter ist wie jener fürst der wolke. / Er haust im sturm – er lacht dem bogenstrang. / Doch hindern drunten zwischen frechem volke / Die riesenhaften flügel ihn am gang.“ (Baudelaire 4: 217f.)

Im Gedicht *Die Wanderung* entwirft Hölderlin den Dichter als Wanderer, der im Unterwegs zu Hause ist. Er sieht die Menschen, die „alle meinen, es wäre / Sonst nirgend besser zu wohnen“ (als in ihrer Heimat):

„Ich aber will dem Kaukasos zu! / Denn sagen hört ich / Noch heut in den Lüften: / Frei sei'n, wie Schwalben, die Dichter...“ (Hölderlin: 144) Bettina Brentano (1785-1859) klagt über die „Sklavenzeit“, in der sie geboren sei, ihrem Bruder Clemens:

„O, welche schwere Verdammnis, die angeschaffnen Flügel nicht bewegen zu können; Häuser bauen sie, wo kein Gastfreund Platz drin hat! – O Sklavenzeit, in der ich geboren bin! – Werden die Nachkommen nicht einst mitleidig mich belächeln, daß ich mir's mußte gefallen lassen, wenn wir vielleicht als Geister einstens sklaverische Natur uns vorwerfen! – Wie! – Ihr habt den Geist eingesperrt und einen Knebel ihm in den Mund gesteckt und den großen Eigenschaften der Seele habt Ihr die Hände auf den Rücken gebunden? – Ach *Clemens*, gehe Du doch nur immer aufs Meer, wo jede Welle in die andere fließt! Wo nichts noch feste Gestalt hat, ‚wie gewonnen, so zerronnen‘. Besser, daß alles zerfließe, als daß Gestalt gewinne, was nicht ganz Großmut und Freiheit wäre.“ (Bettina an Clemens Brentano, Ende Mai 1803, in: Dischner 1977: 61)

Schiller hat in dem Gedicht *Pegasus im Joche* das geflügelte Dichterroß zum Verkauf anbieten lassen – auf einem Pferdemarkt – „Bracht einst ein hungriger Poet / Der Musen Roß, es zu verhandeln.“ (Schiller 1: 400) Vergeblich wird das Roß zu niedrigem Dienst eingespannt, es stürmt davon, sobald es eine Wolke sieht, aber da es eingespannt ist, kann es nicht fliegen. Man läßt es hungern, um es zu zähmen und stellt einen Ochsen mit ins Gespann; das „Flügelpferd“, schon schwach, „muß sich dem Stier bequemen / bis nun, vom langen Widerstand verzehrt, / Die Kraft aus allen Gliedern schwindet, / Von Gram gebeugt das edle Götterpferd / Zu Boden stürzt, und sich im Staube windet.“ (Schiller 1: 402). Schiller hat, auf andere Weise zwar als Baudelaire mit dem „Albatros“, doch wiederum ähnlich das Dichterschicksal be-

schworen. Der Dichter ist nicht käuflich, sonst wäre er kein Dichter. Er ist unbezahlbar in jeder Hinsicht – und so endet das Gedicht mit der Vision des Jünglings – „Die Zither klingt in seiner leichten Hand.“ (Schiller 1: 403) – Er bittet, das Roß „zur Probe“ besteigen zu dürfen. Er setzt sich auf das Roß und faßt die Zügel – „Kaum fühlt das Thier des Meisters sichre Hand, / So knirscht es in des Zügels Band. / Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken. / Nicht mehr das vor’ge Wesen, königlich / Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich, / Entrollt mit einem Mal in’ Sturmes Wehen / Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan, / Und eh der Blick ihm folgen kann, / Entschwebt es zu den blauen Höhen.“ (Schiller 1: 403).

Die Sehnsucht nach den blauen Höhen haben wir doch immer wieder, mitten im Alltag ist unser Blick wie der des Pegasus „den Wolken zugekehrt“ (Schiller 1: 401), vor allem, wenn wir verliebt sind und unserer Seele Flügel wachsen. Aber wie oft resignieren wir und sind ganz flüggellahm, wenn die Arbeitswelt uns zu verschlingen droht! Nicht zufällig beginnt das Gedicht, so denkt der M., mit der Zeile „Auf einem Pferdemarkt – vielleicht Haymarket...“ Der Londoner Haymarket „Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln“ ist für Schiller ein Symbol des in England schon fortgeschrittenen Industriezeitalters, das keinen Platz hat für Poesie, außer sie wird zur verkäuflichen Ware.

Das „edle Thier wird eingespannt“ (Schiller 1: 401), aber es ist untauglich als Nutztier, selbst wenn man ihm, um es zu zähmen, die Nahrung verweigert. Es ist frei und würde eher sterben als sich einspannen zu lassen. Die Freiheitsliebe als „Flugbegierde“ (Schiller 1: 401) wird vom ‚Pachter‘ nicht ernst genommen – „Der Koller gibt sich mit den Jahren“, so glaubt er. Doch der Pegasus bleibt „treu der stärkeren Natur“ (Schiller 1: 401). Die Metapher „himmelan“ in der letzten Strophe läßt auch an den Flug der Engel denken, vor allem, wenn Schiller schreibt „Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich.“ (Schiller 1: 403) „Nicht zu vergessen! – Je höher wir uns erheben, umso kleiner erscheinen wir denen, welche nicht fliegen können.“ (Nietzsche 3: 331)

Im letzten Aphorismus (575, Nietzsche KSA 3: 331) der *Morgenröthe* schreibt Nietzsche genauer, wen er – der einsame Einzelgänger – mit WIR bezeichnet: „Wir Luft-Schifffahrer des Geistes! – Alle diese kühnen Vögel, die in’s Weite, Weitesten hinausfliegen, – gewiß! Irgendwo werden sie nicht mehr weiter können und sich auf einen Mast oder eine kärgliche Klippe niederhocken... Aber wer dürfte daraus schließen, daß es vor ihnen keine ungeheuere freie Bahn mehr gebe, daß sie so weit geflogen sind, als man fliegen könne!... Andere Vögel werden weiterfliegen!...“

Wohin reißt uns dieses mächtige Gelüste, das uns mehr gibt als irgend eine Lust?...“ (Nietzsche 3: 331) Die Grenzgänger des Wissens sind nach Hans Peter Duerr imstande, über den Zaun der rationalen Erkenntnis zu fliegen. Fliegen ist für Duerr die Metapher der Transzendierung sowohl des rationalen Wissens wie der von ihr zugelassenen Erfahrung. Es sei nötig, „daß unsere Erfahrung *zugrunde* gegangen ist und daß sie zu Grunde gehen muß, damit wir unsere Lebensform selber *erfahren* können... Nur der kann *mit Bewußtsein* leben, dessen Leben zu(m) Grunde gegangen ist, der den ‚Tod‘ erlitten hat; nur derjenige *kennt* seine Erfahrung und seine Lebensform, der über ihre Grenzen ‚hinausgeflogen‘ ist...“ (Duerr: 121)

Auf seiner Reise in den Harz Ende November 1777 „unternahm der Dichter [so schreibt Goethe im Rückblick in den ‚Noten‘, G.D.] ein Abenteuer, das man bizarr nennen könnte, von welchem jedoch die Motive im Gedicht selbst leise angedeutet sind... er reitet nordwärts bergauf; ein schwerer, schneedrohender Himmel wälzt sich ihm entgegen...“ (Goethe 2: 351)

Im Gedicht *Harzreise* reflektiert Goethe dieses „Abenteuer“ als ein *dichterisches* Tun, als *poiesis*, als ein Machen im wörtlichen Sinn:

„Dem Geyer gleich, / Der, auf schweren Morgenwolken / Mit sanftem Fittig ruhend, / Nach Beute schaut, / Schwebt mein Lied“ (Goethe 2: 351).

Goethe verrät noch ein Motiv seiner abenteuerlichen Reise: Er gedenkt „eines Unglücklichen, Mißmutigen, um dessentwillen er eigentlich die Fahrt unternommen.“ (Goethe 2: 352) Er gedenkt seines Bestsellers *Die Leiden des jungen Werther*, der ein Werther-Fieber und eine Selbstmordwelle auslöste, er denkt daran, weshalb er ihn geschrieben: „... um sich wenigstens persönlich von der damals herrschenden Empfindsamkeits-Krankheit zu befreien“ (Goethe 2: 352). Im Rückblick überwindet er, die Epoche des *Sturm und Drang* miteinleitend, die herrschende, zur Mode gewordene Epoche der Empfindsamkeit. Die Reise wird zum dichterischen Flug, sein Pferd, auf dem er reitet, zum Pegasus. Aber er entschwebt nicht (wie der Reiter des Schillerschen Gedichtes *Pegasus im Joche*) in himmlische Höhen, sondern er erinnert den Leser ganz sinnlich an seinen Schweißgeruch, als er in der Sonne über den Wolken den Gipfel des Brockens gegen den Schnee ankämpfend erreicht:

„Ich stand wirklich am zehnten December in der Mittagsstunde, gränzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, über mir den vollkommen klarsten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte branstige Geruch erregt ward.

Unter mir sah ich ein unbewegliches Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolken-schichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten.“ (Goethe 2: 357) Das Bild des Geiers im Gedicht wird so aus einer Metapher in die sinnliche Wirklichkeit versetzt, begleitet vom *branstigen* Schweißgeruch des achtundzwanzig jährigen Dichters. Dem M. gefällt dieses Wort, das er noch nie gehört und gelesen hat, weshalb hat es sich nicht „eingebürgert“ – es trifft doch so genau? Den Liebesschweiß würde man so nicht nennen. Der M. schaut im Grimm’schen Wörterbuch nach „Branstig, *ustionen redolens*, was brandigt, brenzelich, bremselig...“ (Grimm 2: 304) Und was bringen die Märchenbrüder für ein Beispiel? Eben genau das Zitierte – als einzige Belegstelle! Im Denkflug versetzt sich der M. auf den Brocken und blickt auf das wogende Wolkenmeer – da ist ihm wohl! Allerdings steht in diesen Wörterbüchern selten etwas vom Volk, daß die Wortgeschichte mitbildet – oft mit Humor.

Vom tragischen Flug aus dem Leben hören wir aus Arthur Schnitzlers Novelle *Fräulein Else* sprechen. Sie, die sich dem reichen Herrn von Dorsday nackt zeigen soll, damit dieser unter der von ihm geforderten Bedingung die Spielschulden ihres Vaters bezahlt, beschließt nach solcher ‚Schande‘, sich zu töten. Sie nimmt Veronal: „Der Papa ist gerettet. Niemals könnte ich wieder unter Menschen gehen.“ (Schnitzler: 129) Während die Menschen, die Fräulein Else für ohnmächtig halten, um sie herum stehen, hören wir sie, äußerlich sprachlos, nach innen sprechen: „Warum laßt Ihr mich denn allein durch die Wüste laufen? Ich habe ja Angst so allein. Ich werde lieber fliegen. Ich habe ja gewußt, daß ich fliegen kann...“ (Schnitzler: 135). Aller rufen sie: „Else, Else“, aber sie bleibt stumm im inneren Monolog: „Was ist denn das? Ein ganzer Chor?... Ich singe mit... Alle singen mit. Die Wälder auch und die Berge und die Sterne. Nie habe ich etwas so Schönes gehört... Gib mir die Hand, Papa. Wir fliegen zusammen. So schön ist die Welt, wenn man fliegen kann... Ich träume und fliege. Ich fliege... fliege... fliege... schlafe und träume... und fliege... nicht wecken... morgen früh... ‚El...‘ Ich fliege... ich träume... ich schlafe... ich träu... träu... – ich flie... ... Ende“ (Schnitzler: 135f.).

→ *Liebe* → *Denken* → *Ekstase*

Fortschritt Der M. glaubt nicht an *den* Fortschritt, vor allem nicht an den der → *Moral* (worin Kant ihn bestätigen würde). Er macht im Gegenteil den Fortschrittsglauben verantwortlich für den zunehmenden

umdrehen verboten, und sei es auch nur, um unsere ‚authentischen‘ Bedürfnisse abzuschätzen...“ (Sartre 1977b: 38ff.)

Der M. erinnert sich an panische Angstzustände am Anfang seiner Entscheidung zum Müßiggang – er sah sich als ‚Penner‘ auf der Straße enden, dann wieder war er geradezu euphorisch, die ihn erstickenden Gewohnheiten im Zusammenhang der Tretmühle der Arbeit aufgegeben zu haben. Inzwischen hat er ein neues Gleichgewicht gefunden – seit der Begegnung mit Klio. Sie bestärkte ihn in seiner Entscheidung, während viele Bekannte, die sich der Welt der Arbeit unterworfen hatten, ihren sich vernünftiger gebenden Heroismus des Weitermachens als einzige Möglichkeit auch dem M. durch kleine Reformvorschläge schmackhaft machen wollten. Der M. empfand diese Überlebensrezepte als unmenschlich. Das Denken, zukünftig, wird von der Gewohnheit aus als unrealistisch, utopisch, versponnen abgetan. Ebenso das Träumen:

„Träume werden umgangen. Die Alltagsmenschen umgeben sich mit undurchdringlichen Kreisen, nahtlos zusammengeschweißt aus dem Realitätsprinzip, der Normalität, dem Machbaren, der Durchschnittlichkeit und Ein-Tönigkeit... Unbequeme Botschaften werden ausgegrenzt und diffamiert als Spinnerei, Verrücktheit, Anormalität, Realitätsferne, Triebhaftigkeit, Aufsässigkeit und Arbeitsverweigerung...“ (Knetsch: 306)

→ *Anpassung* → *Entfremdung* → *Bildung* → *Leistung* → *Glück*

Glück ist für den M. der Zustand der Lebensfreude und Lebensbejahung in der erfüllten Zeit des → *Augenblicks*. Nietzsche sucht das Glück im Hier und Jetzt:

„Wer sich nicht auf der Schwelle des Augenblicks, alle Vergangenheit vergessend, niederlassen kann, wer nicht auf einem Punkte wie eine Siegesgöttin... zu stehen vermag, der wird nie wissen, was Glück ist, und noch schlimmer: er wird nie etwas tun, was Andere glücklich macht.“ Glück aber, „welches es auch sei, gibt Luft, Licht und freie Bewegung“ (Nietzsche Morgenröte 2: 136, KSA 3: 129) „Ach wie schwer ist meines Glückes Last“, singt der M. vor sich hin, wenn er das schiere Glück erlebt, das ihm der „Mittag des Lebens“ (Nietzsche) beschert – es ist schwer und schwer zu beschreiben, es ist jener Augenblick, in welchem die Ewigkeit einbricht in die Zeit – eine Erfahrung der Transzendenz, die Muße voraussetzt. In der → *Mystik* finden wir die Aussage des Nicht-Sagbaren, des Unbeschreiblichen dieses Zustandes.

„Die Glückseligkeit scheint weiterhin in der Muße zu bestehen. Wir opfern unsere Muße, um Muße zu haben...“ (Aristoteles: 347) Muße als Lebensform ist verpönt – die Folge – arbeitsgestörte Menschen, die klinifiziert werden: „Der Arbeitsgestörte verteidigt einen Anspruch auf Glück, selbst wenn er sich durch nicht realitätsgerechte Formen der Abwehr dabei ins Unglück stürzt... Vielleicht bietet solche Verweigerung die einzige Möglichkeit, am Ende noch zu lernen, wie man sich realitätsgerecht gegen die herrschende Realität wendet.“ (Nitzschke: 100f.)

Schiller sieht in der Glückseligkeit der Kunst, die Antizipation einer neuen Epoche befreiter Subjekte.

„Der Mensch mißbraucht, was ihm zu seinem Glück gegeben ist, Religion, Regierung und die Wissenschaft. Am *glücklichsten*, der in stiller Ruhe, fern von der rauschenden Tätigkeit der Menschen, seine Tage hinlebt, ohne zu wissen, wie die Menschen regiert werden, und ohne nachzuforschen, warum Gott vor unseren Augen Dinge geschehen läßt, wie wir sie täglich geschehen sehen. *Kann* das aber der Mensch? Bestimmt er seine Lage und sein Schicksal? Wird er nicht gewaltsam hineingerissen in den Strudel des Lebens? Das große *Warum* kehrt wieder... *Geist der Natur: Lebet in mir, mit mir!* Ich bin mit euch und kann Euch nicht deutlicher werden, als ich es bin! Blühen und Verwelken, Gedeihen und Zerstören hängen aneinander. Meine Freundschaft verbirgt Euch die nahe Verkettung... Mein Lohn ist Euer Glück. Die Quelle dazu strömt mit reichem Flusse in Eure Herzen. Suchet es nur da! / Flihet den Wahn derer, die es außer mir suchen!“ (Hegel 2: 556)

„wenn dich die welt nicht glücklich macht, mußst du es selbst versuchen.“ (Bezzel)

„Oh Glück“ Oh Glück! Willst du wohl singen, oh meine Seele? Du liegst im Grase. Aber das ist die heimliche feierliche Stunde, wo kein Hirt seine Flöte bläst... –, Zum Glück, wie wenig genügt schon zum Glückel!, So sprach ich einst, und dünkte mich klug... Das Wenigste gerade, das Leiseste, Leichteste, einer Eidechse Rascheln, ein Hauch, ein Husch, ein Augen-Blick-*Wenig* macht die Art des *besten* Glücks, Still!...“ (Nietzsche 4: 344)

„...Glück! Glück! Glück!“ sagte er bei sich und rieb sich die Hände. Durch seine dünnen Hausschuhe schien in jenem Augenblick der Magnetismus der Erde in jeden Nerv seines Körpers zu strömen. Glückseligkeit, wie er sie nur selten empfunden hatte, durchflutete sein Wesen; und der phantastische Gedanke kam ihm in den Sinn, daß er, müßte er jetzt sterben, auf irgendeine subtile Art den Tod prellen würde. / Ich muß diesen Augenblick in meinem Gedächtnis festhalten;

sagte er zu sich. Was immer mir von nun an widerfährt, ich muß mich dieses Augenblicks erinnern und den Göttern dankbar sein!... (Powys 1986: 244)

Der M. liest Schillers Gedicht *Das Glück* immer wieder Klio vor und findet den Gedanken des Göttergeschenks, das nicht durch Streben zu erringen ist, sehr richtig. Voller Freude, dieser Begleiterscheinung des Glücks, liest er:

„Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon liebten, welchen als Kind Venus im Arme wiegt, Welchen Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset... Ihm ist, eh er es lebte, das volle Leben gerechnet, Eh er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt, Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigener Bildner und Schöpfer, Durch der Tugend Gewalt selber die Parce bezwingt; Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth. Vor Unwürdigen kann dich der Wille, der ernste, bewahren, Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab...“ (Schiller 1: 360)

Baudelaire vermutet, daß Glück mit der Selbstbeobachtung zu tun habe und eine Gnade sei: „Wer sich selbst zu beobachten weiß und eine Erinnerung an seine Eindrücke bewahrt,... hat bisweilen auf dem Observatorium seines Geistes schöne Jahreszeiten, glückliche Tage, köstliche Minuten zu verzeichnen. Es gibt Tage, an denen der Mensch mit einem jugendlichen, kräftigen Genius erwacht... Der Mensch, dem die Gnade dieser – leider so seltenen und flüchtigen – Seligkeit zuteil wird, fühlt sich zugleich künstlerischer und gerechter, er fühlt sich edler... Das Seltsamste aber an diesem außergewöhnlichen Zustand des Geistes und der Sinne, den ich ohne Übertreibung → *paradiesisch* nennen darf, wenn ich ihn mit dem lastenden Duster des allgemeinen Arbeitslebens vergleiche, ist der Umstand, daß er durch keine ersichtliche und leicht bestimmbare Ursache hervorgerufen wurde...“

Deshalb will ich dieses ungewöhnliche Befinden des Geistes lieber für eine wirkliche *Gnade* halten, für einen Zauberspiegel, der den Menschen einlädt, sich in Schönheit zu sehen, das heißt so, wie er sein sollte und könnte: eine Art Ermahnung wie von einem Engel... Ebenso wie eine gewisse spiritualistische Schule... die übernatürlichen Erscheinungen, die Geister, die Gespenster usw. als Manifestationen des göttlichen Willens betrachtet, der immer darauf bedacht ist, im Geist des Menschen die Erinnerung an die unsichtbaren Wirklichkeiten zu wecken.“ (Baudelaire 6: 57f.)

Ulrich, der *Mann ohne Eigenschaften*, der Möglichkeitsmensch, ist von Musil als Müßiggänger entworfen worden (→ *Arbeit* und *Müßiggang*). In

seinem Plädoyer für die Selbstliebe (wie dich selbst sollst du ja deinen Nächsten lieben, also den, der dir der nächste ist) liest der M. seiner Geliebten die Reflexionen Ulrichs vor:

„Der Begriff der aristotelischen Selbstliebe, der Philautia, des männlich schönen Verhältnisses zu sich selbst, das nicht Ichsucht sei, sondern Wesensliebe des niederen Seelenteils zum höheren Selbst,... dieser anscheinend sehr sittsame, in Wahrheit aber zu vielem fähige Gedanke hatte es Ulrich seinerzeit angetan... Seit je war ihm die Verbindung des Gutseins gegen andere mit dem Gutsein gegen sich selbst – und zumal die dann auch kühnlich mögliche Beschreibung des guten Verhaltens gleich der einer Bewegung, die das Geliebte wie den Liebenden, das Gewollte wie das Wollende, kurz das Gebende und das Empfangende von außen und innen erfaßt – als eine Gedankenverbindung vorgekommen, die nur einem Menschen hätte einfallen können, dem mystische Empfindungen nicht ganz fremd gewesen wären.“ (Musil: 1165f.) Musil assoziiert → *Mystik* nicht mit Irrationalität, sondern, ganz im Sinne des M., mit einer Mischung aus Intuition und Genauigkeit. Auch Novalis verbindet den Gedanken der Selbstliebe mit der Potenzierung des niederen zum „bessern Selbst“ (Novalis 2: 545). Das Glück dieser Form der Ichauflösung kennt keine Trennung mehr von → *Objekt und Subjekt*, eine Bewegung erfaßt „das Geliebte und den Liebenden“, eine Energie durchströmt beide. Sie kann sich am Kleinsten und scheinbar Bedeutungslosesten entzünden. Die Muße ist die beste Voraussetzung, um diese Energie zum Strömen zu bringen. Die Knechtung durch entfremdete Arbeit über einen langen Zeitraum staut diese Energie und macht krank.

In seinem Schelmenroman *Die Glücklichen* von 1974 (→ *Arbeit und Müßiggang*) hat Peter Paul Zahl das Glück mit der Freistellung von entfremdeter Arbeit zusammengesehen. Seine Zeitung *Der glückliche Arbeitslose* war aus der Polemik gegen das → *Recht auf Arbeit* entstanden, aus dem Impuls, Arbeitslose aus dem Stand des Mangels oder gar der Schande zu heben und als Menschen, die Zeit für sich haben, anzusprechen. Die Glücksfähigkeit muß gestärkt werden, nimmt sich der M. vor, wenn meine eigene wächst, so kann ich ansteckend wirken. Viele Menschen sind durch den → *Konsum* und die damit verbundene Herstellung künstlicher → *Bedürfnisse* von der eigenen Glücksfähigkeit abgelenkt worden, sie kompensieren ihre innere Unzufriedenheit mit dem Kauf von Waren und arbeiten noch mehr, um sich diese leisten zu können. Das Keep-Smiling- → *Rollenspiel* zwingt sie, glücklich zu erscheinen. Ihr Selbstbewußtsein, das sich häufig auf Statussymbolik

aufbaut, ist so wenig echt wie ihr Erfolgslächeln. „Je reicher entwickelt das Selbstbewußtsein, desto glücks- und unglücksfähiger die einzelne Kreatur“ (Paul Hyse). Der tiefen Glücksfähigkeit korrespondiert eine Leidensfähigkeit. Der M. muß sich oft hüten, in seiner Empathie mit dem Leiden um sich her nicht depressiv zu werden, er leidet auch darunter, daß die Menschen das Leiden kaum zulassen, weil sie dem Image des strahlend Erfolgreichen genügen wollen. Glück und Muße sind aufeinander bezogen, im Altertum wurden sie fast als Synonyme gebraucht, weil Muße als das telos des Lebens (Aristoteles) angesehen wurde.

Wie sehr dagegen heute das Glück mit Geld assoziiert wird, bestätigt Wirtschaftsprofessor Binswanger von der Fachhochschule Solothurn in einem Interview mit Sternreporter R. H. Peters (Stern 11.01.07: 66ff.): „Stern: Macht Geld glücklich? / Binswanger: Es kommt darauf an, wie reich unser Nachbar ist... / Stern: Sollten wir einfach mehr faulenzten? / Binswanger: Wer kann das noch? Als Sklaven der einkommensorientierten Ökonomie rechnen wir sofort die Opportunitätskosten dagegen. Unternehmer fürchten um den entgangenen Gewinn, wenn sie nichts tun, Angestellte glauben, sie sollten sich lieber in der Zeit fortbilden, um vielleicht in Zukunft noch mehr verdienen zu können... / Stern: Wie kommen wir heraus aus den Tretmühlen der Multioptionsgesellschaft? / Binswanger: Wir müssen lernen, uns zu beschränken. Lieber konzentrieren auf das, was wirklich wichtig ist.“

Treitmühlen, wer denkt noch an die Sklavenarbeit der Treitmühlen, wenn er das Wort hört. Gut gewählt im Titel von Binswanger: *Die Treitmühlen des Glücks* (Freiburg 2006). Der Dichter Heinrich Heine hat die Treitmühle bildlogisch mit dem Frühkapitalismus in England verbunden, der bewirkt, daß „ganz England eine große tretmühle geworden, wo das volk tag und nacht arbeiten muß.“ (Grimm 22: 240) Im Grimmschen Wörterbuch findet der M. ein ihm nicht mehr bekanntes Sprichwort: „jemanden auf die tretmühle nehmen, *ihn beschimpfen*“ (Grimm 22: 241).

Jetzt, wo das Glück so nahe gerückt ist, weil die Automation die stumpfsinnige Tretmühle ersetzen kann, ist die bildlogische Tretmühle nur für den Profit wieder eingesetzt worden. Der M. möchte die ganze Mafia in Industrie und Politik am liebsten auf die Tretmühle nehmen. Mit *mehr Glück als Verstand* wird er daran gehindert.

Das heimliche Glück, das verbotene Glück, kann entweder besonders reizvoll oder besonders schmerzlich sein – Glück und Schmerz bilden dann eine oft herzerreißende Symbiose. Schmerzlich ist jeder → *Abschied*, schmerzlich, das Glück nicht zeigen zu dürfen, weil

Konventionen (Ehe, Klassen- bzw. früher ‚Standes‘-Zugehörigkeit) es nicht erlauben. Als Hölderlin sich im Hause Gontard in die schöne Hausherrin Susette verliebte (seine *Diotima*) und diese Liebe erwidert wurde, mußten die Liebenden sie geheimhalten. Der Hauslehrer Hölderlin, der den Dienstboteneingang benutzen mußte, wurde vom Hausherrn, dem Bankier Gontard, entlassen, als dieser die gegenseitige Zuneigung bemerkte (→ *Freude*). Am 16. Februar 1797 schreibt Hölderlin an Neuffer:

„Ich denke wohl, lieber Bruder! daß Du begierig sein wirst, umständlicher von meinem Glück mich sprechen zu hören. Aber ich darf nicht! Ich habe schon oft genug geweint und gezürnt über unsere Welt, wo das Beste nicht einmal in einem Papiere, das man einem Freunde schickt, sich nennen darf.“ (Hölderlin 1980) Aber noch ein anderer Gedanke beschäftigt Hölderlin in bezug auf das Nicht-Sagbare. Er schreibt im selben Brief:

„Es ist auch immer ein Tod für unsre stille Seligkeit, wenn sie zur Sprache werden muß...“. Dieselbe Empfindung des Unsagbaren finden wir bei Dichtern und Mystikern – selbst die dichterische Sprache reicht nicht aus, die Tiefe wahren Glücks mitzuteilen – das reflektierte ist immer das erinnerte Glück. Im → *Augenblick* des Glücks, sagt der M., sind wir sprachlos.

Der ‚dunkle Engel‘, Alwa Glebe, singt traurig vom Glück: „Glück. Ein ewiges Treiben / auf ziellosem Floß / ein Leiden, sich weiden / vom Gedanken nicht los / hilf in der Stunde / nimm mein Geschick / schließe die Wunde / es gibt kein Glück // Schraubende Schwärze / martert im Hirn / kaum der Erwähnung // blutig die Stirn...blinde Erwartung wirft Dich zurück / hilf in der Stunde... es gibt kein Glück“ (Glebe 1).

Im Märchen sind Zauberei, Wunder und Glück aufeinander bezogen. Das Glück ist nichts, das man verdienen kann: „Daß die Fessel, die Zauberei und Glück zusammenkettet, nicht einfach unmoralisch ist, daß sie im Gegenteil von einer höheren Ethik zeugen kann, zeigt sich in der alten Maxime, die besagt: wer merkt, daß er glücklich ist, hat schon aufgehört, glücklich zu sein.“ (Agamben: 48) Fortuna ist eine Zauberin, ihr Füllhorn birgt unverhoffte, unverdiente, unberechenbare Überraschungen. Der M. hat manchmal etwas ‚auf gut Glück‘ versucht – und es ist – wie durch Zauberei – gelungen.

„Denn obwohl der hingebungsvolle, passive, entspannte, selbstvergessene Zustand des Glücks manchen Menschen durch ein gütiges Geschick einfach so in den Schoß fällt, können wir ihn wesentlich

ausdehnen, indem wir das angespannte, wachsame, bewußte und zielgerichtete Glücksstreben zu intensivieren suchen, das uns... eigen ist“ (Powys 1986: 19).

Die *selbstgewählte*, gegen allen Widerstand und scheinbar alle Vernunft gewählte Existenz in einem entscheidenden Augenblick löst das absolute Glücksgefühl aus. Genau das empfand der M., als er in einem Augenblick entschied, einen guten Job aufzugeben und → *frei* zu sein, ‚sein eigener Herr‘, die Außenbestimmung nicht mehr zuzulassen und gegen die Logik des → *Ökonomismus* und *Karrierismus* ein selbstbestimmtes Leben zu wählen, das ‚Geworfensein‘ in den eigenen Entwurf zu verwandeln. Er nahm sich ein Beispiel an dem Nichtstuer, der sympathischen Comic-Figur *Franz Gans*, der für *Oma Duck* nur das Notwendigste tut und wohlgenährt unter einem Baum den Müßiggang genießt (Gans). Ob durch Arbeit oder durch Beenden der Arbeit zugunsten einer selbstbestimmten Tätigkeit – die Entschlossenheit, zugleich als öffnendes Ent-Schließen war das Entscheidende. „Ich war im Geschäft und machte alles, und ich bändigte auch die Hunderte von Kunden... mit der Leichtigkeit des glücklichen Selbstbewussten.“ (Bernhard 1976: 79) Wer war glücklich außer ihm, dem Entschlossenen?

„Die Frage ist nicht, waren die Leute in der Scherzhausensiedlung weniger glücklich als die Leute in der Stadt, denn eine solche Frage kann überhaupt nicht beantwortet werden, wie die Frage nach dem Glück niemals beantwortet werden kann, wir vergleichen, wir vermuten, aber wir dürfen uns nicht zu einer Antwort verleiten lassen. Das Glück ist in allen und in keinem wie das Unglück... Wir stellen die Frage nach dem Glück oft, weil sie die einzige ist, die uns lebenslänglich und immer beschäftigt, ohne Unterlaß. Aber wir beantworten sie nicht, wenn wir klug sind...“ (Bernhard 1976: 85) „Das Gelingen der Einheit von Mensch und Kosmos im Leben blieb bisher aus. Aber was heißt Gelingen?... Ist es identisch mit dem Verlangen nach Glück, unter dem jeder etwas anderes versteht?“ (Schirmacher: 122). Im Juli 1920 schreibt Kafka an Milena: „... Und trotz allem glaube ich manchmal: wenn man durch Glück umkommen kann, dann muß es mir geschehen. Und kann ein zum Sterben Bestimmter durch Glück am Leben bleiben, dann werde ich am Leben bleiben. Sieh doch, was für eine merkwürdige neue Angst...“ (Kafka 2005: 989)

Nach Sokrates ist das ethisch Gute identisch mit dem Glück. Der Böses tut, wird seelisch krank und gewinnt nichts Gutes. Jeder kann nur wollen, was er für gut, d.h. glücksbringend hält. Deshalb verfehlt sich niemand freiwillig (Politeia 353a9, 569c6, Platon 4: 667f. u. 721),

sondern irrt sich: Tugend besteht in der richtigen Einsicht und führt zum Glück, also macht die Selbsterkenntnis glücklich nach Sokrates. Ähnlich urteilt später der Stoiker Seneca:

„Ohne gesunden Verstand ist niemand glücklich, und gesunden Verstand besitzt der nicht, der Schlechtes erstrebt statt des Guten... Glücklich ist der, dessen ganze Lage von seiner Vernunft gutgeheißen werden kann... Glückselig leben und naturgemäß leben ist ein und dasselbe...“ (Seneca: 70f.)

In den Iden des März, am 15.03.1924, schreibt die dem M. so wichtige Schriftstellerin Tania Blixen (1885-1962) an ihren Bruder Thomas Dinesen über ihre Liebe zu Denys George Finch Hatton (1887-1931):

„Dieses Mal schreibe ich nicht mehr; ich kann meine Gedanken nicht konzentrieren. Denys wohnt zur Zeit hier und ich bin in meinem Leben noch nicht so glücklich oder auch nur halb so glücklich gewesen wie jetzt. Du, der Du selbst erlebt hast wie das ist, wenn man jemanden wirklich liebt – und nicht wie in den halben Ehen und Liebesbeziehungen, die ich gekannt habe, nicht wegen der Gunst der Umstände oder aus Gewohnheit etc., sondern einzig und allein, weil man dem begegnet ist, was einem als das Herrlichste auf Erden erscheint – Du weißt ja sicher, was es bedeutet, so glücklich zu sein, und wie es alle Gedanken und das ganze Wesen gefangen nimmt, Du wirst also einen kurzen Brief entschuldigen...“ (Blixen 1993: 220)

An die Mutter schreibt sie am 21.09.1930: „... nie im Leben habe ich solch ein Glücksgefühl empfunden wie in seiner Gesellschaft, es ist, als ob ich Licht und Luft zu spüren bekäme, nachdem ich lange in einem Zimmer eingesperrt gewesen sei...“ (Blixen 1993: 465)

In seinem Entwurf einer neuen *Ethik für unsere Zeit* hat der Dalai Lama die Suche nach dem Glück mit den Grundlagen der Ethik verbunden: „Je mehr ich von der Welt sehe, um so deutlicher wird mir, daß wir uns alle nach Glück sehnen und Leid vermeiden wollen – ganz gleich, in welcher Lage wir uns befinden... Jede bewußte Handlung und in gewisser Weise sogar unser ganzes Leben... läßt sich als Antwort auf die große Frage auffassen, die uns alle beschäftigt: ‚Wie werde ich glücklich?...‘ Ein Hauptgrund für die Hingabe der modernen Gesellschaft an den materiellen → *Fortschritt* liegt sicherlich in dem immensen Erfolg von Wissenschaft und Technik... Unglücklicherweise verführt uns diese Hingabe aber leicht zu der Annahme, daß der Schlüssel zum Glück einerseits im materiellen Wohlstand liegt und andererseits in jener Macht, die aus Wissen hervorgeht.“ (Dalai Lama: 13ff.) Es muß hier um der Wahrheit halber angemerkt werden, daß in gewissen Kreisen der

Leibniz-Universität Hannover der Dalai Lama „zum letzten Fetzen der intermonadischen Substanz“ reduziert worden ist. Wie oft hatte der M. den Spruch *Wissen ist Macht* aus dem Munde von Bekannten gehört, die durch ihr Wissen Macht, eine gute Stellung und gesellschaftliche Anerkennung errungen hatten und die dabei gar nicht glücklich aussahen. Die Aufrechterhaltung dieser Errungenschaften brachte meist Streß hervor und die latente Furcht, diese Machtstellung zu verlieren. Es machte ihr keep-smiling zu einer angestregten Geste, und ihr wenig anmutiges Konkurrenzverhalten war mit latenter Aggressivität geladen. Im Tibetanischen ist Glück, *de wa*, synonym für *Freude* und *Vergnügen*. Andere glücklich zu machen, bringt einem selbst Freude und Vergnügen, wohingegen das ‚Glück‘, das Geld bringen mag, von jener Art ist, „die man für Geld eben kaufen kann: materielle Dinge und Sinnesfreuden. Und die, so stellen wir fest, können wiederum zu einer Quelle der Sorgen werden. Was reale Besitztümer betrifft, so müssen wir einräumen, daß sie uns im Leben oft mehr anstatt weniger Probleme bereiten“ (Dalai Lama: 60). Deshalb haben ja, stellt der M. fest, antike Denker, das Ideal der → *paupertas* gelebt, das auch der → *Moral der Muße* entspricht: „Die Wunschlosigkeit glücklicher Menschen kommt von der Windstille der Seele, die das Glück ihnen geschenkt hat.“ (La Rochefoucauld: 48) „Da hat sich Nietzsche die Metapher von der bei ihm aber *unangenehmen Windstille der Seele* geholt“, ruft der M. lachend. „Vergleiche anzustellen ist ein gutes Mittel, um sich sein Glück zu vermiesen“, zitiert Michael Lelords *Hectors Reise... nach dem Glück* (Lelord: 27): Was aber genau ist Glück eigentlich?... Ist Glück wie Schönheit: Man sieht sie sofort, kann aber nicht sagen, was es ist? Oder ist Glück wie Sport und Musik: Auf das Tun kommt es an, darüber reden bringt gar nichts? Oder ist Glück gar wie → *Stille*: wenn man darüber redet, ist sie weg?... Bekanntermaßen unterscheiden die Engländer zwischen ‚lucky‘ und ‚happy‘, zwischen Glück *haben* und glücklich *sein* (weil man sich so fühlt: the happy person)... Es gibt mittlerweile nicht nur einen eigen Wissenschaftszweig, die ‚hedonic psychology‘..., sondern seit dem Jahre 2000 sogar eine eigene Zeitschrift, das ‚*Journal of Happiness Studies*‘... Glückliche Menschen sind weniger egoistisch, weniger aggressiv, missbrauchen andere weniger und werden seltener krank. Glück ist für ein langes Leben ebenso bedeutsam wie eine gesunde Diät und Lebensweise...“ (Spitzer: 121ff.)

Michael, der gerade aus dem Buch von Spitzer vorgelesen hat, blättert weiter: „Ganz offensichtlich hängt die Antwort auf die Frage ‚Sind Sie – so ganz allgemein – glücklich und zufrieden in ihrem Leben?‘ vom

momentanen Zustand der befragten Person ab. Wenn beispielsweise die deutsch Fußballnationalmannschaft gerade gewonnen hat, sind die Deutschen mit ihrem Leben insgesamt zufriedener.“ (Spitzer: 139) „Für das → *Bruttonationalglück*“, sagt der M., „das Spitzer als Beispiel nannte, ist ja die Frage nach dem Glück durch eine Art Stimmungsbarometer zu messen, das wir im Hirn haben, also neurobiologisch (Spitzer: 128) nachweisbar! Was auch immer wir gegen → *Quantifizierung* haben, manchmal erscheint sie sinnvoll, um ein Mittelmaß, zum Beispiel an Glück, herauszufinden.“ „Ich wäre unendlich glücklich momentan, wenn ich einen Kaffee bekäme“, ruft Michael lachend. „Mit Zucker, ohne Milch“ – Klio ist schon bei der Kaffeemaschine. Rudolf Wötzel, der Banker, der ausstieg (→ *Augenblick*) und über die Alpen von Salzburg bis Nizza wanderte, beschreibt seinen Abend auf der Kürsinger Hütte: „In einem winzigen Zimmer liege ich behaglich im luftigen Federbett und bin einfach nur glücklich. Warum eigentlich? Es ist wohl diese Art zu leben, die mir ein ganz ungewohntes Gefühl von Leichtigkeit und Aufgehobensein gibt... In der Natur sein, frei vom Erwartungsdruck anderer Menschen (wenn auch noch nicht ganz frei von dem Druck, den ich mir selbst machte). In einem schlichten erdverbundenen Umfeld schalten und walten, wie es mir beliebt...“ (Wötzel: 81).

→ *Paradies* → *Wahnsinn* → *Stille* → *Tod* → *Freude* → *Muße* → *paupertas*

Goldenes Zeitalter Das Goldene Zeitalter wird seit Hesiod als vergangenes besungen. Es war fast immer in Rückschau formuliert, auch innerhalb der Renaissance. Vespuccis Darstellung der Völker von Amazonien und Brasilien erschien 1504. Ein halbes Jahrhundert später (1542) schreibt der kathol. Pater Bartolomé de las Casas seinen kurzgefaßten *Bericht von der Verwüstung der Westindischen Länder*. Er hatte 1521 selbst durch die Musterkolonie „des Pfluges und des Wortes *Nova Atlantis*“ in Cumaná (Venezuela) die Indianer vor den Sklavenhändlern retten wollen. Aber diese und die spanische Soldateska vernichteten die Kolonien in kürzester Zeit. Über die Indianer schreibt er im Bericht: „Alle diese unzähligen Menschen... waren sehr folgsam, äußerst treu..., waren demütig, geduldig, friedliebend und ruhig; kannten weder Streit, noch Zwietracht, noch Zank; wußten nicht einmal, daß Groll oder Haß oder Zweitracht oder Rachsucht in der Welt vorhanden sei...“ (Casas: 5) Deshalb waren sie den weißen Kolonisatoren gegenüber völlig arglos – „Wir können hier als eine gewisse und wahrhafte Tatsache anführen, daß in obgedachten vierzig Jahren durch das erwähnte tyrannische

wird – im Unterschied zu *amor*, im Griechischen *eros*, G.D.]. Gottes Sohn, so Johannes, ist als das Licht in die Welt gekommen, aber die Menschen liebten „die Finsternis mehr“ als das Licht (Joh. 3,17-19). Gott bestraft, so Peirce, die Menschen nicht, sondern „sie bestrafen sich selbst durch ihren natürlichen Hang zum Mangelhaften. Die Liebe, die Gott ist, ist somit keine Liebe, deren Gegenteil Haß ist; sonst wäre der Teufel eine gleichrangige Macht, sondern sie ist eine Liebe, die den Haß als eines ihrer unvollkommenen Stadien, als Gegenliebe, Anteros, umfaßt... Liebe, die im Verhaßten Keime des Liebenswerten erkennt, erwärmt es allmählich zum Leben und macht es liebenswert“ (Peirce: 236f.).

Das 19. Jahrhundert, das, so vermutet Peirce das *ökonomische Jahrhundert* genannt werden wird (Peirce: 238), predigt statt der Liebe und dem Mitgefühl „die intelligente Habsucht des Individuums, das mit aller Macht für sich selbst kämpft und seinen Nächsten zu Boden trampelt, wann immer er eine Gelegenheit dazu bekommt. Das läßt sich treffend als das Evangelium der Habsucht bezeichnen.“ (Pierce: 242f.) „Also ist der schlimmste Feind der Liebe der → *Ökonomismus*, dessen grausigen Höhepunkt Peirce nicht mehr erlebte – er starb am Beginn des Ersten Weltkrieges“, seufzt der M.

→ *Besitz* → *Ekstase* → *Fliegen* → *Gelassenheit* → *Lust* → *Glück*
 → *Freude* → *Erotisierung des Daseins*

Lust Müßiggang ist aller Lüste Anfang. (Angela Gleiberg) „Zeit muß man kaufen mit Verlust der sündlichen Lüste“. Dem M. fällt auf, daß Lust nicht nur eine Bedeutung hat und dem Haben wie dem Sein zugeordnet werden kann. „Ich habe Lust auf“ – enthält Sehnsucht und Begehren, ist noch nicht Erfüllung. „Ich empfinde Lust“ – da ist die Erfüllung da – „wenn ich eine Lichifrukt gegen den Gaumen langsam zerdrücke, wenn ich dich Klio küsse, berühre, umarme“ – Klio lächelt: „Es gibt beides gleichzeitig: Wenn ich dich ansehe, empfinde ich Lust, ich kann darin verharren dich anzusehen, sehen, wie du älter und jünger und kindlicher und weiblicher und männlicher wirst – und dann kommt irgendwann die Begehrens-Lust, dich anzufassen und ich möchte alles gleichzeitig oder im Übergang!“

Die mit der sinnlichen Wahrnehmung des geliebten Menschen verbundene Lust kann manchmal *kontemplativ* sein, ohne die Lust des Berührens: versunken in die genußvolle Anschauung eines Lächelns, einer bestimmten typischen Kopfbeugung zur Seite (wenn Klio schüchtern

und verlegen wird), einer Handbewegung beim Zurückstreichen der Haare, ach wie viele kleine anmutige Gesten liebt der M. und könnte dabei ganz still und genügsam werden in dem, was Kant *interesseloses Wohlgefallen* (am Schönen) nennt. Daß gerade dieses eine Lust ist, ganz willenlos, ganz in sich ruhend, wer hat das schon beachtet? Oder daß ein Schriftsteller durch sein Gewesensein ein Lustgefühl auslöst, die Lust da zu sein und ihn lesen und auf sich wirken lassen zu können. Nietzsche hat das beachtet, als er Montaigne in seiner Redlichkeit noch über Schopenhauer stellte:

„Montaigne. Daß ein solcher Mensch gelebt hat, dadurch ist wahrlich die Lust auf dieser Erde zu leben vermehrt worden. Mir wenigstens geht es seit dem Bekanntwerden mit dieser freiesten und kräftigsten Seele so, daß ich sagen muß, was er von Plutarch sagt: ‚Kaum habe ich einen Blick auf ihn geworfen, so ist mir ein Bein oder ein Flügel gewachsen‘...“ (Nietzsche 1: 348). Ist es wahr, was Nietzsche seinen Zarathustra, der die Ewigkeit so liebt, daß er sie zum Weib nehmen will, sagen läßt:

„Lust – tiefer noch als Herzeleid:..., Weh sprich: Vergeh!... Doch alle Lust will Ewigkeit –,... will tiefe, tiefe Ewigkeit“ (Nietzsche 4: 286).

Nietzsche leitet den sozialen Instinkt aus der Lust ab:

„Die Lustempfindung auf Grund menschlicher Beziehungen macht im Allgemeinen den Menschen besser; die gemeinsame → *Freude*, die Lust mitsammen genossen, erhöht dieselbe, sie giebt dem Einzelnen Sicherheit, macht ihn gutmüthiger, löst das Misstrauen, den Neid: denn man fühlt sich selber wohl und sieht den Andern in gleicher Weise sich wohl fühlen. Die *gleichartigen Auesserungen der Lust* erwecken die Phantasie der Mitempfindung, das Gefühl etwas Gleiches zu sein: das Selbe thun auch die gemeinsamen Leiden, die selben Unwetter, Gefahren, Feinde... Und so erwächst der sociale Instinct aus der Lust heraus.“ (Nietzsche 2: 95)

Lust wird gern mit Muße verbunden. Eine Sekretärin, nach Muße gefragt, antwortet: „Also, das Loslösen von fremdbestimmten Eindrücken ist eine Voraussetzung der Muße. Es ist das Gefühl des Dahingleitens ohne bestimmtes Ziel, träumen, ohne zu fragen nach der Bedeutung; etwas tun mit Lust, keinen bestimmten Plan haben... Muße löst ein Gefühl von → *Geborgenheit* aus. Im Mußezustand fühle ich keine Schuldgefühle, das ist eine Art Lebensgefühl ohne Konflikte.“ (Dorothea Lukowski, „Tiefeninterviews“, in Tewes: 137)

In der Liebe sucht die Lust die → *Ekstase*, die mehr ist als Erfüllung: die Überschreitung der körperlichen Lust in einer Art kosmischer Auflösung:

„Ich fülle mich (ich bin erfüllt), ich häufe an, aber ich überschreite die Grenzen des bloßen Mangels: ich bringe ein *zuviel* hervor, und in diesem *zuviel* kommt es zur Erfüllung (das *zuviel* ist das Reich des Imaginären; sobald ich mich nicht mehr im *zuviel* bewege, fühle ich mich betrogen; *angemessen* bedeutet für mich *nicht genug*); endlich kenne ich jenen Zustand, in dem ‚der Mensch mehr erregende Lust und Wonne empfängt, denn sein Herz oder sein Gelüste zu wünschen oder aufzunehmen vermag‘. Welches Wunder: wenn ich, weder gesättigt noch trunken, jede ‚Befriedigung‘ hinter mir lasse, überschreite ich die Grenzen der Sättigung und entdecke, statt auf den Überdruß, den Ekel oder die Trunkenheit zu stoßen, die... *Koinzidenz*. Das Übermaß hat mich zum Maß geleitet... ich habe Schluß gemacht mit dem *nicht genug*. Dann erlebe ich die endgültige Himmelfahrt des Imaginären, seinen Triumph.“ (Barthes 1984: 93f.)

Dieses Ereignis hat mit dem Mystischen die Fassungslosigkeit in der Sprache gemein – das Unsagbare geschieht, der Mensch vergißt sein Ich, es ist un-beschreiblich schön, er gerät ins Lallen, ins Stottern, in einen un-aussprechlichen Jubel. Roland Barthes zitiert an dieser Stelle nicht zufällig den belgischen Mystiker Jan van Ruysbroek (1293-1381) aus dessen flämisch geschriebener Abhandlung *Die Zierde der geistlichen Hochzeit*: „Und in dieser Flamme und dieses Gelüstes Zusammenprall ist eine so große Genugtuung, daß es das Herz nicht aushalten kann, sondern ausbricht in Freudenlaute: Das nennt man *jubilatio* oder Jubeln, und ist eine Freude, die man mit Worten nicht beschreiben kann.“ (zit. n. Barthes 1984: 94) Der Mystiker Jakob Böhme sieht in einer Vision dessen, was er das große *Liebe-Spiel* nennt, jubelnde Engel, die in ihm ein großes Lustgefühl erzeugen: „und es gehet ein solches freudenreiches Liebefeuere auf, daß sie vor großen Freuden loben, singen und klingen, so daß weder ich noch irgend eine Kreatur es aussprechen kann. Mit diesem Gesang will ich dem Leser in jenes Leben zitieren haben, da wird er's selber erfahren; ich kann's nicht schreiben... Das Wort Lust deutet an die wirkliche Empfindlichkeit des Willens oder Wollens, als den höchsten Grund der ursprünglichen Liebe...“ (Böhme 1997: 99)

Der M. findet, wenn er *Lust* beschreiben will, oft keine Worte. Die Musik wäre eher imstande – aber es kommt ja auf den Hörer an, ob sie sich in ihm ereignet, ihn zur → *Ekstase* steigert, ihn fortreißt aus der Zeit, aus dem Ego, aus der Welt der Trennungen. Der lustauslösende „Kunstgenuß“ ist eine Einweihung in einen anderen Zustand; Lust und Auflösungsangst vermischen sich darin: deshalb sind Schmerz und Lust für Nietzsche eins (vgl. → *Wahnsinn* und *Musik*).

Dann wäre, denkt der M., die Lust (des Vollzugs oder Nachvollzugs) einem Geburtsschmerz verschwistert. Und ist der Liebesakt nicht ein Gleichnis für diese lustvolle Erschaffung einer Welt? Die Symbiose in der Liebe baut die *Welt der Liebenden*. Die Welt der Liebenden wird in ihrer vielleicht schon ersten Begegnung zum Füllhorn des *zuviel*, aus dem sich ihre Liebe, im Geben und Nehmen, im Ergreifen und in der Hingabe zur Ergriffenheit steigert. In solcher Steigerung berührt sie der Flügelschlag des heiligen Eros.

„Und als ihre Augen einander trafen, verwandelte sich die Scheu, die sie bis dahin empfunden hatten, in erregende Feierlichkeit. Einen raschen Augenblick lang hielt jeder den Blick des anderen fest; und es schien ihnen, als wären sie gleichzeitig von der andächtigen Erkenntnis irgendeines großen Unsterblichen überkommen, der plötzlich zwischen ihnen erschienen war und seine Hand auf jeden von ihnen gelegt hatte.“ (Powys 1986: 163) Diese das Ich transzendierende höhere Lust ist nicht Sublimierung: Sie geht im *zuviel* über die irdische Erfüllung hinaus. Sie ist ein Empfinden, das alles Habenwollen, ja alles Wollen überschritten hat, auch keine Ewigkeit „will“, sondern sich augenblicksweise darin befindet. Sie erfährt den ganzen Körper bis zum Aus-dem Körper-Treten der → *Ekstase*:

„Jeder der beiden Liebenden tritt aus sich heraus und geht in den anderen über; in sich selbst abgestorben entsteht er im anderen wieder. Einen Tod nur gibt es bei der gegenseitigen Liebe, zweifach aber ist die Auferstehung. Denn es stirbt, wer da liebt, einmal in sich, indem er von sich selber läßt. Er lebt dann sogleich in dem Geliebten wieder auf, wenn dieser ihn mit der Glut seines Denkens aufnimmt... O seliger Tod, auf den zweifaches Leben folgt! O wunderbare Gemeinschaft, in welcher man sich selbst für den anderen aufgibt... O, welcher unschätzbare Gewinn, wenn zwei derart eins werden, daß jeder von beiden statt eines allein zwei wird, und... wer nur ein Leben besaß, durch Eintritt eines Todes nunmehr zweifaches Leben hat!“ (Ficino 1994: 69ff.). Den M. ergreift totale Leselust, wenn er den Renaissancephilosophen Ficino aufschlägt.

„Nichts trennt mich von diesen 1469 geschriebenen Worten über die höhere Lust gegenseitiger Hingabe! Aber die Liebe hat doch eine Geschichtlichkeit, wie alles? Doch es gibt Augenblicke, wo der *furor divinus* aus der göttlichen Zeitlosigkeit einbricht und uns vergehen läßt vor Lust, in das geliebte Wesen überzugehen. In diesem Übergehen sucht der Liebende ‚aus einem Menschen Gott zu werden‘ (Ficino 1994: 59) – vielleicht wird er aber in diesem Augenblick wirklich Mensch? Wir

müssen nicht im Jammertal bleiben, nein, wir fliegen nicht auf, wenn wir auffliegen!“

Die reflektierte Lust potenziert das Lustgefühl – nachträglich: „Die Lust ist zugleich Lust an der Bewußtwerdung der Lust – ‚ich schaute und genoß alles zugleich‘ (*Lucinde*)“ – (Dischner 1980: 27). Solch reflektierte Lust ist die ästhetische Lust: „Die Lust am Text, das ist jener Moment, wo mein Körper seinen eigenen Ideen folgt – denn mein Körper hat nicht dieselben Ideen wie ich“ (Barthes 1974: 26). Den lustvollen nennt Barthes einen *aristokratischen* Leser: „nichts verschlingen, nichts verschlucken, sondern weiden, sorgsam abgrasen, zur Lektüre jener heutigen Autoren die Muße früherer Lesegewohnheiten wiederfinden: ein *aristokratischer* Leser sein.“ (Barthes 1974: 20). George Bataille sieht im reflektierten Todesbewußtsein die Voraussetzung für die Lust der → *Ekstase*: „die neue Signatur, die die menschliche Natur bestimmt, nachdem sie durch die Todeserfahrung hindurchgegangen ist, ist das Außersichsein. Natur bin ich in dem Maß, in dem ich außer mir bin. Aller Rausch und Taumel entspringt in dieser *inneren Nacht*, in der der Tod residiert – der absolute Souverän des Lebens“ (Bataille 1975: 406). Im Sozialen gälte diese Lust als pathologisch.

„Die Lust, wo es sich nun um Kunst, zugelassene Ausschweifung oder Spiel handelt, wird... als bloßes Zugeständnis betrachtet, das heißt als Entspannung, die unterstützend hinzutritt. Der kostbarste Teil des Lebens gilt lediglich als Vorbedingung... der produktiven sozialen Tätigkeit“ (Bataille 1975: 10). Und doch gibt es die mit der Sucht verbundene ‚pathologische‘ Lust. Mailers Titelfigur Madden spürt dies besonders deutlich, als ihn die Frau verlassen hat:

„... Vierundzwanzig Tage dahinvegetieren ohne die Frau, die man liebt und haßt – da treibt einen die Angst, sich an sie zu klammern wie an die Verkörperung von Sucht und Lust“ (Mailer: 11).

→ *Ekstase* → *Eros*, *Erotisierung des Daseins* → *Essen* → *Freude*

→ *Genuß* → *Glück* → *Liebe*

Madrugada span.: eine Band nennt sich nach diesem schönen Wort für Morgenfrühe, die ‚Zeit dazwischen‘, der Schwebезustand der Dämmerung, die in Licht übergeht; „die flaumenweiche Zeit der dunklen Frühe“ (Mörrike) einen zeitlosen Zustand auslösend zwischen Traumschlaf (Bruder des Todes) und Auferstehung, eine Ahnung von Ewigkeit.

→ *hypnagogischer Zustand* → *Traum* → *Arbeit und Müßiggang*

→ *Topophilie*

Märchen Der M. ist ein begeisterter Märchenleser und Märchenerzähler. Für die Kinder seiner Freunde und Freundinnen erfindet er spontan Märchen und mischt sie mit jenen den Kindern schon bekannten Märchenfiguren. Die Biene Maja ist so eine bekannte Figur, aber wer kennt noch das ursprüngliche Märchen von Waldemar Bonsels? Er las es neulich auch den erwachsenen Freunden im Keller vor. Weshalb Bonsels verschollen ist als Name und der → *Ruhm* des Autors vom *Kleinen Prinzen* immer weiter geht? Fragen über Fragen. Klio hat das Buch dem M. mitgebracht und liest aus dem letzten Kapitel vor, nachdem sie vom Auf und Ab dieser dreizehnjährigen Ehe Saint-Exupéry's mit der zarten Consuelo aus San Salvador erzählt hat. Consuelo schreibt über ihn: „Demjenigen, der ihm → *zuhörte*, gab er sich stets vollständig hin... Man muß die Menschen lieben, ohne es ihnen zu sagen! Diese Worte beschrieben seinen Charakter... Die → *Liebe* war für ihn eine natürliche Sache. Diejenigen, die mit ihm lebten, ertrugen das nur schwer, weil er immer sein ganzes Wesen mit sich nahm: Wenn er ging, dann vollständig und restlos. Aber er wußte auch ebenso ungeteilt und ganz zurückzukehren, ohne ein Körnchen seiner selbst anderswo zu vergessen...“ (Saint-Exupéry: 331) Das → *Kind* als romantische Idealfigur war mit den Märchenprojekten eng verbunden. Bei Novalis ist es ein Teil des Projekts seiner → *Universalwissenschaft*; in ihr hat er seine Idee des Märchens erläutert: „... neue, originelle Märchen. In einem ächten Märchen muß alles wunderbar – geheimnißvoll und unzusammenhängend seyn – alles belebt... Die ganze Natur muß auf eine wunderliche Art mit der ganzen Geisterwelt vermischt seyn. Die Zeit der all[gemeinen] Anarchie – Gesetzlosigkeit – Freyheit – der *Naturstand* der Natur – die Zeit vor der *Welt* (Staat).“

„Ich blicke zurück in die Gewesenheit eines Entwurfs, der mich schon als Zukunft gedacht hat“, denkt Servatius Eismann Novalis weiter. „Identität und Differenz: Ich denke den, der aus der Vergangenheit meine Zukunft gedacht hat als die, die er nicht erreichen kann. Der Brennpunkt außerhalb der Zeit erscheint. Pünktlich sein heißt, sich außerhalb der Zeit zu befinden – ein von keiner Wissenschaft, nur ein vom Denken erfaßbarer Punkt, ein Punkt außerhalb der Geschichte. Über den Entwurf bist du angerufen worden, nicht über den Ahnenkult: die Anrufung, Vokation, kommt aus der Gewesenheit. Ich denke jemand, der mich gedacht hat als seine Zukunft. Das Sein zum Tod öffnet mir eine Transzendenz zu diesem Entwurf, der ich bin.“ „Ja, und Novalis faßt die Gegenwärtigkeit des Gewesenseins in die Form des

Märchens, in welchem wir Züge unseres Entwurfs entdecken“, ergänzt der M., „hör zu, wie er den Gedanken weiterentwickelt: „Diese Zeit vor der Welt liefert gleichsam die zerstreuten Züge der Zeit *nach der Welt* – wie der Naturstand ein *sonderbares Bild* des ewigen Reichs ist. Die Welt des Märchens ist die *durchaus entgegengesetzte* Welt der Welt der Wahrheit (Geschichte) – und eben darum ihr so *durchaus ähnlich* – wie das Chaos der vollendeten Schöpfung... In der *künftigen* Welt ist alles, wie in der *ehemaligen Welt* – und *doch alles ganz Anders...* Das *ächte Märchen* muß zugleich *Prophetische Darstellung* – idealische Darstell[ung] – abs[olut] notwendige Darst[ellung] seyn. Der ächte Märchendichter ist ein Seher der Zukunft.

Bekenntnisse eines wahrhaften, synth[ethischen] → *Kindes* – eines idealischen Kindes. (Ein Kind ist weit klüger und weiser, als ein Erwachsener – d[as] Kind muß durchaus *ironisches* Kind seyn.)... (Mit der Zeit muß d[ie] Gesch[icht] Märchen werden – sie wird wieder, wie sie anfieng.)...“ (Novalis 1993: 40f., 234). „Der Märchendichter würde also zum Geschichtsschreiber und umgekehrt? Und würde eine Zukunft als denkerische Möglichkeit entwerfen?“, fragt Bettina, die sich mit orientalischen Märchen beschäftigt hat, die, wie die afrikanischen Märchen, Erwachsenen z.B. am nächtlichen Lagerfeuer vorgelesen werden. „Wäre das Konzept von Novalis nicht für Erwachsene?“ „Für Kinder und Erwachsene“, antwortet der M. – „so wie heute manche moderne Märchen, die ja gesellschaftskritische Züge haben wie Endes Märchen von den Zeitdieben: *Momo*“ – „das du schon in Rilkes Malte Laurids Brigge nachlesen kannst, das plot ist von da“ wirft Michael ein, der Ende langweilig findet. Den *Herrn der Ringe* lesen ja auch Erwachsene, was also ist eigentlich ‚kindgerecht‘?

→ *Kind* → *Romantik* → *Glück* → *hypnagogischer Zustand*

Markt und Flohmarkt sind Orte, an denen sich der M. lieber aufhält als in den Supermärkten; er bedauert, daß letztere die ‚Tante-Emma-Läden‘ meist verdrängt haben und die einsamen Alten jetzt noch mehr mit sich allein reden müssen. Der Markt ist an der freien Luft, meist stehen auch ein paar Bäume zwischen den Autos am Rande. Die Verkäufer sind keine bezahlten Angestellten, sondern verkaufen zum Teil noch ihre eigenen Produkte, kommen also aus der ländlichen Umgebung. Allerdings findet der M. zwischen dem schönen Frischgemüse auch Abgepacktes, das im Supermarkt vielleicht sogar billiger ist. Es herrscht aber eine ganz andere Atmosphäre, die Leute reden miteinander, versuchen